

henden Indios teils mit Pocken-verseuchten Decken, teils durch Bomben und Kopffäger oder durch „humanitäre“ Umsiedlungsmaßnahmen ausrottet.

Hamptons unbestechliche Genauigkeit sieht dabei, daß Mrs. West, wenn sie damenhaft angeekelt bemerkt, sie werde ihre indianische Haushilfe entlassen müssen, weil sie den Reispudding immer verdirbt, eigentlich auch ein Glied in einer Kette ist, die zu den bezahlten Kopffägern führt. Und Hampton sieht, daß auch die Guerrilleros da mit Schlagworten im Grunde auf der Seite der Kolonisatoren stehen.

Hampton lenkt unsere Anteilnahme auf die ebenso sinnvolle wie sinnlose Tragödie eines einzelnen. So sehen wir, so sieht unsere Gewohnheit „Schicksal“. Und fast lautlos, aber darum um so eindringlicher vollzieht sich hinter der Gefangennahme und Ermordung des Diplomaten, wie ein krudes „Naturgesetz“ unserer Zivilisationsform, die Vernichtung von Menschen, deren Mythen der Autor mit bewundernswerter Kraft in das Stück integriert (wobei ihm die exakte, scharfe und elegante Übersetzung Martin Walsers zugute kommt).

Peter Zadeks Bochumer Erstaufführung machte dieses Ende von Hamptons Stück durchaus zu einer Angelegenheit, an der auch wir partizipieren. Während auf einem Vorhang abwechselnd Zeitungsschlagzeilen über die Ermordung des Diplomaten und mit dem großen Bodenspekulationsgeschäft in Brasilien lockende Annoncen aus deutschen Zeitungen — verkappte Todesanzeigen eines Völkermords — erschienen, ertönte aus dem Lautsprecher jene Touristenfolklore, die einen Kontinent zu seinen feurigen Rhythmen aufpeppt.

Wenn sich die Indios als Opfer der amerikanischen Zivilisation an eine schäbige Bar drängten, wozu Frank Sinatra schnulzte, wenn ein eingetrockneter britischer Offizier bei verdämmender Lampe und krächzender Operettenmusik von der Hilflosigkeit seiner Indianer-Rettungsversuche berichtete, während ein stumpfer Indio wie ein Stück lebendiges Inventar durch die Szene schlich, dann war Zadek den Qualitäten des Stücks nahe.

Doch sonst schien er der eindringlichen Unaufdringlichkeit des Hampton'schen Dialogs nicht zu trauen: Auf der weit aufgerissenen Bühne wurde hastig und übertrieben deklamiert. So ging eine Szene, in der ein General das Unrecht an den Indios erst aufdecken und dann zuschütten läßt, in karikaturistischer Übertreibung unter: Man sah also nicht, daß auch die korrupte Macht noch im leisen, indirekten Salontön spielt.

So wenig also die Bochumer Aufführung zu den großen Regiewürfen Zadeks zu rechnen ist, so sehr gilt für diese Premiere: Sie hat für Deutschland ein Stück vorgestellt, das ich zu den differenziertesten theatralischen Analysen unserer Gegenwart zählen möchte.

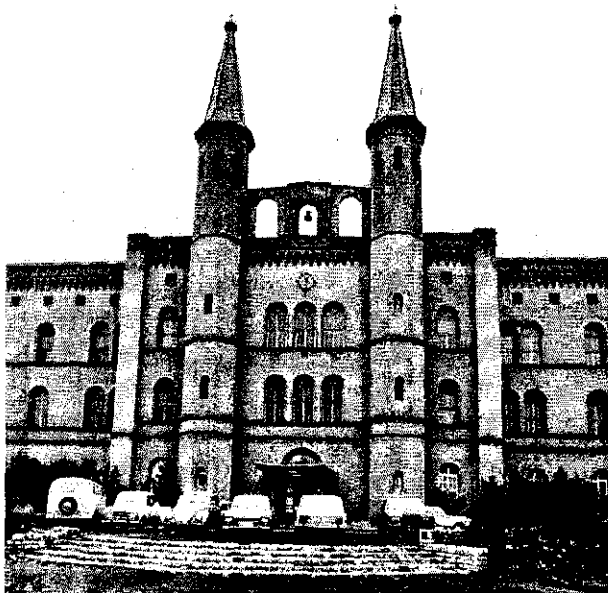
MEDIZIN

Sieg der Knüppel

Seit fünf Jahren steht in Berlin-Kreuzberg ein Krankenhaus leer. Jetzt fordern Bürger die Einrichtung einer „Kinderpoliklinik“ — doch Kassenärzte und Senat sind dagegen.

Im September hielt — unter „Flintengeknatter“ — der erste Apotheker Einzug ins Berliner Bethanien-Krankenhaus. Aus seiner staatsfeindlichen Gesinnung machte er keinen Hehl: „Alles ist faul und muß unterwühlt werden.“ Denn: „Die Grundlage unseres Staates ist nicht mehr das Recht, sondern die Polizei.“

Der stadtbekannte Provokateur, nach eigenem Zeugnis „Anhänger der



Berliner Krankenhaus Bethanien: Geheizt, aber ungenutzt

äußersten Linken“, Vater zweier unehelicher Kinder, Straßenkämpfer und illegal Besitzer einer Schußwaffe, zeigte erwartungsgemäß wenig Interesse an der Pharmazie (eher schon an den Krankenschwestern) und betrank sich mit Patienten. Doch Polizei und Arbeitgeber zogen keine Konsequenzen: Das war 1848, als Theodor Fontane („Effi Briest“) noch Pillendreher und in Berlin-Kreuzberg tätig war.

125 Jahre später — Ende November — tönte am gleichen Platz das markige Kommando „Knüppel frei“. Vor dem Bethanien-Krankenhaus machte die West-Berliner Polizei Front gegen Aufwühler. Unter Einsatz des Schlagstockes wurden im SPD-regierten Arme-Leute- und Türken-Viertel Demonstranten von der Straße getrieben, weil sie gefordert hatten: „Nieder mit dem Monopol der frei praktizierenden Ärzte“ und: „Kinderpoliklinik ins Bethanien“.

Mit dem Sieg der Knüppel ist freilich noch nichts entschieden. Das 1847 gebaute Bethanien-Krankenhaus war 1969 von der evangelischen Kirche an den Stifter, die Stadt Berlin, zurückgegeben worden. Seither vom neuen Besitzer, dem Senat, immer gut geheizt, doch kaum genutzt, wird der Klinikbau zusehends zum Alp bundesdeutscher Gesundheitspolitiker: Das weiträumige Backsteingebäude liegt in einem medizinischen Notstandsgebiet und erfüllt alle baulichen Voraussetzungen zur Aufnahme einer Poliklinik, doch Ort der Hilfe darf das Krankenhaus nicht sein. Die Kassenärzte sind dagegen.

Lautstark verteidigen die West-Berliner Ärztfunktionäre den „Sicherstellungsauftrag“ — jenes Monopol der niedergelassenen Mediziner, das seit 1955 den Krankenhäusern (Unikliniken ausgenommen) die ambulante Behandlung der Patienten untersagt. Dieses

deutsche Kuriosum — in den USA etwa erbringen die Kliniken einen großen Teil ihrer Leistungen für ambulante Patienten — wird auch dort aufrechterhalten, wo die Kassenärzte nicht mehr in der Lage sind, die medizinische Versorgung auch nur annähernd zu sichern.

Um die 26 000 Kinder im Bezirk Kreuzberg kümmern sich nur sechs Pädiater, einer davon bestenfalls halbtags. Im Villenvorort Zehlendorf dagegen praktizieren acht Kinderärzte für nur 13 000 potentielle Patienten. Wartezeiten „um vier Stunden“ (so der zuständige Gesundheitsstadtrat) gelten

in Kreuzberg als durchaus akzeptabel. Immer häufiger bringen Eltern ihre kranken Kinder in die „Rettungsstelle“ des Urban-Krankenhauses, das keine Kinderbetten hat. Dutzende der behandlungsbedürftigen Kinder werden dort Tag für Tag abgewiesen, so verlangt es der „Sicherstellungsauftrag“. Die Folge, laut Auskunft der Ärzte: „Protest der Eltern, oft auch gefährliche Verzögerung der Therapie.“

164 Mitarbeiter der Rettungsstelle, darunter 32 Aufnahmeärzte, aber auch Feuerwehrmänner und Krankenträger, schließlich einige tausend Eltern unterschrieben in den letzten drei Wochen die Forderung eines „Aktionskomitees“: „Kreuzberg braucht eine Kinderpoliklinik.“ Dr. Fritz von der II. chirurgischen Abteilung des Urban-Krankenhauses: „Die Kreuzberger Arbeiterkinder sind medizinisch katastrophal unterversorgt.“ Gesundheitsstadtrat Rudi

Pietschker: „Polikliniken fordere ich seit Jahren.“

Damit befindet sich der Stadtrat in guter Gesellschaft. Ambulante Behandlungstätigkeiten dieser Art haben die Gewerkschaften ebenso auf dem Wunschzettel wie die Bonner Gesundheitsministerin Katharina Focke und ihr Staatssekretär Hans-Georg Wolters, die Ortskrankenkassen und der Westdeutsche Medizinische Fakultätentag. Auch CDU-Mann Hans Katzer denkt mit: „Die ärztliche Versorgung hat Vorrang vor der Niederlassungsfreiheit.“

Bewirkt hat die weitverbreitete Erkenntnis bisher nichts. Die Lobby der Kassenärztlichen Vereinigungen (KV) hat jeden Versuch zur Änderung des Status quo erfolgreich abgewehrt. Konkurrenz von angestellten Ärzten wollen sie sich nicht machen lassen — obgleich es mittlerweile genug jüngere Mediziner gibt, die lieber in Polikliniken tätig wären, als sich in freier Praxis niederzulassen.

Ein Mangel an ärztlichem Personal wäre auch im Kreuzberger Bethanien keineswegs zu befürchten. Stadtrat Pietschker: „Es fehlt aber die gesetzliche Grundlage für eine Poliklinik.“ Deshalb ist das Amt dagegen und will in den „leeren Hallen“ (Pietschker) mal den Domchor, mal Künstler mit Paletten einquartieren.

BÜCHER

Von Ehre keine Spur

Peter O. Chotjewitz: „Malavita. Mafia zwischen gestern und morgen“. Kiepenheuer & Witsch; 396 Seiten; 28 Mark.

Malavita heißt Verbrechen. So bündig benennt Chotjewitz das legendenumnebelte, deutungsunklare Phänomen Mafia und so, ohne apologetische Gänsehaut, möchte er es gesehen wissen.

Am Ursprung, zwischen Palermo und Castellamare, ging der in Italien lebende deutsche Schriftsteller dem Phänomen nach und trug mit seinem Nachwortschreiber Peter Kammerer Unmengen Fakten aus einschlägiger Literatur zusammen. Aus Berichten von Danilo Dolci bis zur Antimafia-Kommission der römischen Regierung sammelte, gliederte er Material und kompilierte ein ziemlich umfassendes Buch, das sich trotz seiner Informationslastigkeit flott liest.

Chotjewitz schreibt sachlich, mit kontrollierter Erbitterung: Mafia, gesehen durch ein Temperament und einen linken Intellekt — in diesem Fall der einzige Blickwinkel, aus dem bei der Verfilzung von Mafia, machthabenden Kreisen und Regierung überhaupt Erhellendes zu gewärtigen ist. Sogar die Anti-



Autor Chotjewitz
Kontrollierte Erbitterung

mafia-Kommission war mafios durchgesetzt. Dem Anspruch der „ehrenwerten Gesellschaft“ setzt der Autor ein lakonisches „Von sozialer Leistung oder Ehre keine Spur“ entgegen und belegt sein Diktum in ausgedehnten Exkursen zur Geschichte von der Agrar-Mafia zur Stadt-, Bau-, Bank- und Rauschgift-Mafia.

„Mafia hat sich stets mit der parasitären Beteiligung an gegebenen Erträgen begnügt“, schreibt Chotjewitz: „Sie hat nie die Erträge zu steigern geholfen. Ihre Stärke liegt im Distributions- und Dienstleistungssektor, aus dem sie immense Einnahmen bezieht, in der gemeinen Kriminalität, in der Gewalt-herrschaft und in der fintenreichen Ausnutzung ihrer politischen Beziehungen.“

Er bringt dazu eine Fülle historischer Exempel, Fallstudien, Boss-Lebensläufe. Deren Authentizität gewinnt aber nur scheinbar durch übergenaues Detail; denn auch Chotjewitz ist streckenweise auf Mutmaßungen angewiesen. Widersprüchliches liegt meist in der Sache begründet, und es ist eine läßliche Sünde, wenn der Autor bei Lesarten bisweilen die ihm passende der wahrscheinlichen vorzieht.

Das Buch reicht bis in die jüngste Zeit: Ausgiebig werden das unaufgeklärte Verschwinden des Journalisten de Mauro und die Ermordung des mafios infizierten Generalstaatsanwalts von Palermo, Scaglione, erörtert. Im übrigen macht der Verfasser plausibel, warum es so schwer ist, Wirksames gegen diesen erpresserischen Einschüchterungsverband zu unternehmen, und er zitiert die Antimafia-Kommission als Zeugen:

„Mafia ist die Durchdringung von Gruppen, die private Macht ausüben, mit Gruppen, die öffentliche Macht verwalten, zwecks Durchsetzung wirt-

schaftlicher und politischer Interessen, wobei Gewalt gegen Personen und Sachen angewendet werden kann, aber nicht muß.“

Rino Sanders

Auf Leben und Tod

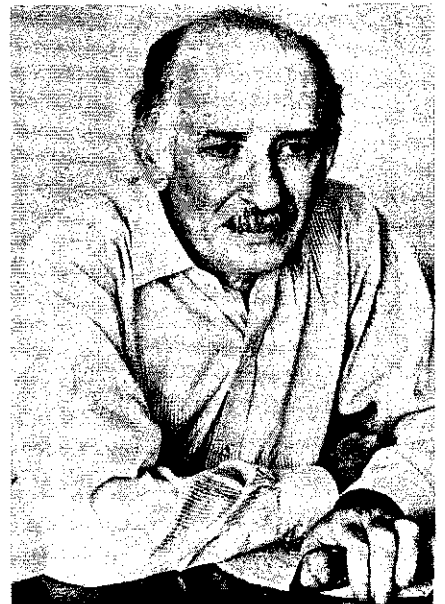
Bernard Malamud: „Die Mieter“. Deutsch von Annemarie Böll; Kiepenheuer & Witsch; 260 Seiten; 28 Mark.

Dieser — vorzügliche — Roman des Romans, den ein Autor in ihm schreibt, spielt im verrotteten Zinshaus einer New Yorker Abbruch-Straße. Es steht nur deshalb noch, weil der letzte Mieter sich hartnäckig weigert ausziehen: jener Schriftsteller, 36, der nach einem guten und einem erfolgreichen Buch seit bald zehn Jahren überm dritten sitzt, das sein bestes werden soll.

Er weiß, daß das unfertige, empfindliche Gebilde einen Umzug, einen Milieuwechsel nicht vertrüge. Während rings die Gebäude abgerissen werden, läßt er sich, mietergeschützt, von seinem erbitterten Wirt nicht einmal mit schließlich 10 000 Dollar aus dem Hause ködern. Brähe die Welt zusammen, das Buch muß doch geschrieben, durchgehalten werden über alle Verhinderungen und gegen die Unbilden des fast schon toten Baus.

Doch etwas macht dem „Mann der Gewohnheit, der Ordnung, der gleichmäßigen, disziplinierten Arbeit“ zu schaffen: Er entdeckt, daß sich in einer der verwahrlosten Wohnungen schwarz ein Schwarzer eingenistet hat, einer mit Schreibmaschine, ein Schreiber, besessen wie er, Anfänger zwar, noch ohne Erfolg und mit miesen Startbedingungen.

Zwischen den beiden Scriptomanen, dem Juden und dem Neger, dem Weißen und seiner schwarzen Kontrafigur,



Autor Malamud
Komplexes Verhältnis